



### Meine Zeit.

Gefang und Riesenstädte, Traumlavinen,  
Verklähte Länder, Pole ohne Ruhm,  
Die kündigung Weiber, Not und Heldentum,  
Gespensterbrauen, Sturm auf Eisenschienen.

In Wolkensfernen frommen die Propeller.  
Völker zerfleischen. Bücher werden Herzen.  
Die Seele schrumpft zu winzigen Komplexen.  
Tot ist die Kunst. Die Stunden kreisen schneller.

Oh, meine Zeit! So namenlos zerrissen,  
So ohne Stern, so daseinsam im Wissen  
Wie du, will keine, keine mir erscheinen.

Noch hob ihr Haupt so hoch niemals die Sphing!  
Du aber siehst am Wege rechts und links  
Furchlos vor Qual des Wahnsinns Abgrund weinen!

Wilhelm Riemm.

### Die russische Segnerschaft gegen den letzten deutsch-russischen Handelsvertrag.

Der letzte deutsch-russische Handelsvertrag ist von vielen Russen, die keineswegs geladene Deutschfeinde waren, als Ausbeutung der Kolosse Russlands nach dem japanischen Kriege verurteilt worden. Diese Ansichten waren ein bestimmendes Motiv der russischen Entente- und Kriegspolitik. Darum schien es uns jetzt, da neue Handelsvertragsverhandlungen vor der Tür stehen, notwendig, von einem guten Kenner des russischen Wirtschaftslebens eine Darstellung der russischen Auffassung geben zu lassen.

Seit dem Abschluß des ersten deutsch-russischen Handelsvertrages vom Jahre 1894 und insbesondere des am 1. März 1906 in Kraft getretenen ergänzten und etwas abgeänderten neuen Handelsvertrages haben sich die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Staaten mächtig erweitert. Darin glaubt man die Berechtigung zu der Meinung zu finden, daß nicht schlecht gefahren. Daraus ist jedoch zu erwidern, daß nicht nur die Höhe, sondern auch der Charakter der Beziehungen wichtig sind, um Schlussfolgerungen zu ziehen.

Russlands Einfuhr und Ausfuhr und die Beteiligung Deutschlands an beiden ist aus folgender Tabelle, in der die Zahlen Millionen Rubel darstellen, ersichtlich:

Jahre	Einfuhr		Ausfuhr	
	im ganzen	darunter aus Deutschland	im ganzen	darunter nach Deutschland
1896	589,8	190,1	688,5	184,0
1906	806,7	298,4	1064,9	284,7
1910	1084,4	449,8	1449,1	300,6
1912	1171,8	532,3	1518,8	453,8

Aus diesen Zahlen erhellt, daß die deutsch-russischen Handelsbeziehungen für Rußland von sehr eminenter Bedeutung sind. Deutschland deckte im Jahre 1912 46 Proz. der Gesamteinfuhr Rußlands (im Jahre 1896 erst nur 32 Proz., im Jahre 1918 schon über 50 Proz.), während es nur 30 Proz. der russischen Ausfuhr (im Jahre 1896 27 Proz.) aufnahm. Gegen die russischen Einwendungen, daß der russisch-deutsche Außenhandel passiv sei, d. h. Rußland führe für einen höheren Betrag aus Deutschland ein als es nach dort ausfuhr, wird deutscherseits der Fehler der russischen Ausfuhrstatistik ins Feld geführt, demzufolge die russische Ausfuhr nach dem Westen Deutschlands zum großen Teil als nach Holland und Belgien gehend registriert wird. Deutscherseits wird berechnet, daß der deutsch-russische Handel zugunsten Rußlands aktiv ist. Da aber Deutschland beträchtliche Summen in Form von Dividenden, Zinsen, Frachten usw. aus Rußland bezieht, so ist wenn nicht die Handels-, so doch die Zahlungsbilanz für Rußland in hohem Maße passiv.

Außerdem wird darauf hingewiesen, daß der Charakter des Warenaustausches zwischen Rußland und Deutschland immer mehr sich so gestaltete, daß Rußland Lebens- und Futtermittel sowie Rohstoffe lieferte, während Deutschland Fertigfabrikate in immer steigendem Maße einführte, was neben dem Umstande, daß Rußland immer mehr von der Fortführung der russisch-deutschen Handelsbeziehungen abhängig wurde, zur Prägung des Ausdrucks geführt hat, Rußland sei auf dem besten Wege, eine Kolonie Deutschlands zu werden.

In der negativen Stellungnahme zum Handelsvertrag unterscheiden sich die Beweggründe der landwirtschaftlichen und der industriellen Kreise, wobei innerhalb dieser verschiedene Interessentengruppen für ihre Sonderinteressen eintreten. Die russischen landwirtschaftlichen Kreise leben in den deutschen Getreidezöllen das Hauptübeln für die Steigerung der russischen Ausfuhr. Ganz besonders betrachtet man das deutsche System der Einfuhrsperre als den russischen Interessen diametral entgegengesetzt. Die Einfuhr von lebendem Vieh ist durch verschiedenartige Bestimmungen unmöglich gemacht und der Einfuhr geschlachteten Viehes stehen die Vorschriften des deutschen Fleischbeschaugesetzes von 1900 im Wege. Dadurch werde der russischen Viehzucht der Anreiz zur Veredlung entzogen, während Deutschland durch seine zollfreie Einfuhr für Mele, Dalmatiner und andere Futtermittel, Polsermähdung für Gerste usw. seine Viehzucht auf Kosten Rußlands hebe. Der Wehzzoll in Deutschland zwingt zur Einfuhr von Getreide, anstatt der Einfuhr von Wehl, der Holzgoll mache es ganz unmöglich, bearbeitetes Produkt einzuführen, so daß drei Viertel der Holzgollausfuhr Rußlands nach Deutschland in unbearbeiteten Stämmen gehe. Mit einem Wort, die vertraglichen Vereinbarungen verfolgen den Zweck, Rußland ausschließlich als Rohstofflieferant in seiner wirtschaftlichen Entwicklung zurückzuhalten. Beim Holz tritt diese Tendenz noch deutlicher dadurch zum Vorschein, daß Rußland vertraglich sich verpflichtet mußte, seine Ausfuhrzölle sowie sein Ausfuhrverbot für unbearbeitetes Holz zu erlassen, eine Bestimmung, die überaus niederdrückend gewirkt und das Entstehen einer großen Holzbearbeitungsindustrie in Rußland verhindert hat.

Gleichzeitig beschwerten sich die russischen Landwirte

darüber, daß die hohen russischen Zölle auf Maschinen, Geräte und aller Art Industrieerzeugnisse ihnen eine doppelte Belastung auferlege. Die Industriellen dagegen möchten die Industriezölle des ohnehin stark schutzollnerischen Tarifes noch weiter erhöht haben. In den Forderungen, die sie vor dem Kriege als Wünsche zum künftigen Handelsvertrag aufstellten, figurieren ganz gewaltige Zoll erhöhungen. Sie wenden ein, daß durch die handelsvertragliche Bindung eines großen Teils des russischen Tarifs (88 Tarifnummern von 218, d. h. 40 Proz.) auf lange Zeit hinaus Rußland sich der Freiheit seiner Wirtschaftspolitik begibt.

Der Haupteinwand der russischen Industriellen besteht darin, daß die Deutschen die Ermäßigung einer großen Anzahl von Zollpositionen für Industrieerzeugnisse durchgesetzt haben, während die Zölle für gewisse Rohmaterialien, darunter auf Eisen und Kohle, unverändert hoch geblieben sind. Unter Führung der Schwerindustrie verlangten sie daher fürs erste die Wiederherstellung des Verhältnisses des russischen autonomen Tarifes von 1903 und dann noch weitere Erhöhungen aller Zölle für Fertigfabrikate. Obwohl Rußland Jahr für Jahr schmerzlicher das Fehlen von Rohstoffen empfindet, soll also keine Milderung des Eisenzollens, wohl aber eine Erhöhung der Zölle für die Erzeugnisse der Eisenindustrie eintreten. Die Ragnaten der Schwerindustrie gönnen ihren Klassenbrüder erhöhte Gewinne.

Da die von den russischen landwirtschaftlichen Interessenten gewünschten Einfuhrerleichterungen in Deutschland nur gegen Zollermäßigungen des russischen Zolltarifs zu erlangen wären, was sie auch bestritten, so suchen die Anhänger des Schutzzollens zu beweisen, daß Rußland sich immer mehr von Deutschland auch vom Standpunkte der Ausfuhr emanzipiere und weiter emanzipieren wüßte. Erreicht werde die Emanzipierung durch die Schaffung des „inneren Marktes“ für die eigenen Agrarerzeugnisse, das heißt durch eine Erhöhung des Bedarfes und des Verbrauches im Lande selbst, was als Folge des durch die Industrialisierung eintretenden erhöhten Wohlstandes sein müsse. Daher sind die Industriellenkreise im Prinzip gegen eine Bindung der Zölle im Handelsvertrage, wohl aber im großen und ganzen für die Restbegünstigung.

Als eine sehr lästige und verletzende wurde die Bestimmung des letzten Vertrages empfunden, der zufolge Rußland für Riga und Vidau für eine Reihe wichtiger Waren keine günstigeren Eisenbahntarife festsetzen durfte als diejenigen in der Richtung nach Danzig, Königsberg und Memel. Durch diese Klausel haben die letztgenannten deutschen Städte profitiert, und nach russischer Auffassung die russischen Häfen gestittet.

Die russische Sozialdemokratie hat keine Gelegenheit gehabt, eine bestimmte Stellungnahme zu all diesen Fragen als Partei einzunehmen. Doch ist auch ihr die Ueberzeugung eigen, daß der letzte Handelsvertrag in seinen Wirkungen schädlich ist. In der Bekämpfung dieser Wirkungen begegnen sich im großen und ganzen die Interessen der russischen und deutschen Volkswirtschaft, wie sie von der Sozialdemokratie vertreten werden. Dagegen ist es bezeichnend, daß die russische Bourgeoisie und die ihr dienende Presse vor dem Kriege eine geräuschvolle Kampagne gegen den Handelsvertrag führte, die in ihrer Bedeutung einer unterhüllten Deutschenhege gleichkam.

### Das Herz.

Von Fritz Källner.

Als das Trommelfeuer den dritten Tag um ihn prasselte, hatte sein Mutterherz eine Johann-Sebastian-Vach-Vision. Der Himmel wölbte sich zu einem Dom. Die alte Orgel in der Leipziger Thomaskirche löste sich aus einem Pulvernebel. Johann Sebastian griff in die dünnen, gelben Tasten. Die Granaten traten an zu einem Choral. Und mitten aus dem Choral stieg ein Lied, ein silberfarbiges Lied. Er lag mit angeschlagenem Gewehr im vorderen Graben und horchte angestrengt über den Gewehrschaft weg. Ah, jetzt wurde es ganz deutlich:

Vist du bei mir,  
Geh' ich mit Freunden  
Zum Sterben und zu meiner Ruh',  
Ach, wie vergnügt  
Wär' io mein Ende  
Es drückten deine lieben Hände  
Mir die getreuen Augen zu.

Er war auf einmal arg dankbar. Daß ihm der alte Vach gerade jetzt mit seinem Lieblingsliede aushalf! Mit dem Liede, das er seiner getreuen Vachin zu Lob und Preis selbst gedichtet hatte. Aus seiner Brust heraus, in seine Brust hinein. Ein gläubig Kind am Meeresstrand spielt mit Muscheln. Aus einer tollt ihm eine silberne Perle zu. Das Kind war Vach, die Perle war das Lied: „Vist du bei mir.“ Das Kind lud mit geschlossenen Augen an. In einer Stelle in der Wite schlug es sie auf, groß strahlend: „Ach, wie vergnügt.“ Was für eine Kraft von diesem Wort ausströmte! Vergnügt, im Sterben noch vergnügt — großer Vach, jetzt weiß ich es, aus welchem Vorn dein Werk in deine großen Kinderhände rauschte — „Ach, wie ver—“

Eine Granate riß hinter dem „ver“ die zweite Silbe fort in die Wite. Der Soldat zerprang. Was sterblich an ihm war, verpulverte mit der Silbe „ver“. Ein zuckend Herz fiel aus dem Körper in den Sand, hüpfte umher und suchte nach der zweiten abgerissenen Silbe — „Ach, wie ver—, ach, wie ver—, ach, wie ver—“ ... und fand sie nicht, und fand sie nicht ...

Kun ist es aber ein Befehl des Herzens: Was ihm beim Sterben abgeschworen wurde, danach muß es suchen, suchen. Und nicht eher kann es sterben, kann eher nicht zur letzten Ruhe kommen, bis es seinen letzten Gedanken in dieser Welt vollendet hat, bis das absgerichtete Ende sich in die verjagte Reihnacht des zurückgebliebenen Trümmerfeldes wieder eingelagert hat.

Wo wanderte das Herz. Zwischen dem Sturmgelände wanderte es kreuz und quer durch das Kampfgelände. Einzuwickeln suchten es die Pulvernebel. Aber das zuckende Herz zerteilte sie, also murmelt: „Ach, wie ver—, ach, wie ver—; wie heißt es doch, wie heißt es doch?“ Der Granatenrauch aber konnte keine Antwort geben.

Da kamen pfeifende Kugeln und wollten es durchlöchern. Sie wußten nicht, daß die Kugel noch nicht gegossen war, die einem Herzen, welches sucht, den Garau machen könnte. Und sie waren doch erstaunt, wie ihre mörderische Kraft knapp vor dem zuckenden Herzen in die Luft sank, sich verneigte, in den Staub fiel.

Das Herz aber suchte weiter und kam in die Feindesreihen. Den zuckenden Feinden im Graben ward es dunkel vor den Augen: „Kamerad, vor unserm Graben häßt was Flammendes entlag, das sieht wie ein — wie ein Herz aus, Kamerad!“

„Ach, wie ver—, ach, wie ver—“, zuckte das Herz fragend alle Hintenkanten entlang. Niemand verstand es. Nur da und dort senkte sich ein Hintenlauf wie grühdend.

Das Herz aber suchte weiter und kam an die deutsche Grenze. Soldaten standen dort auf Wache. Es dämmerte.

„Kamerad, mir ist, als spränge dort immer was gegen den Stacheldraht an.“

„Vielleicht ein Frosch, he?“

„Kann ein Frosch denn glühn?“

„Ach, vielleicht ein Feuersalamander — komm, wir wollen näher gehen.“

„Ich kann nicht, ich habe Angst, es sieht wie ein — wie ein Herz aus.“

„Ach was, ich werde mit dem Vajonett danach stehen, komm.“

Aber da tat das zuckende Herz einen letzten großen Sprung durch den Stacheldraht in die Heimat hinein. Das Vajonett stach in den gitternden Draht.

„Es ist gar nichts da, es war nur eine Täuschung.“

„Rein, Kamerad, da hängt ein großer, roter Tropfen an dem Zinfischel.“

„Das ist doch nichts Besonderes, das bist du doch gewöhnt.“

„Mir ist so sonderbar zumute, Kamerad.“

„Wie denn?“

„Mir ist, als habe ich irgendwas vergessen, etwas Liebes.“

„Deine Braut?“

„Ich weiß nicht.“

„Oder deine Mutter?“

„Ich weiß nicht, ich kann's nicht finden, ich muß suchen, suchen.“

Sie starrten beide in das Dunkel und wußten nicht, daß, wenn immer ein suchendes Herz über den Weg läuft, selbst suchsüchtig werden muß nach etwas Liebem.

Das Herz aber suchte weiter und kam in eine deutsche Stadt. Es hatte geregnet. Die Straßen waren glitschig. Das Herz rutschte aus und fiel in einen Kartoffellecker. Ein Händler sah darin, sortierte und rechnete nach, wie hoch die Kartoffelpreise noch steigen könnten.

„Weiß du vielleicht, wie das Lied weitergeht?“ fragte das Herz. Der Kartoffelhändler sah gar nicht auf im Rechnen. „Vier Mark zwanzig, vier Mark vierzig, vier Mark sechzig — welches Lied?“

„Eine Zeile beginnt so: „Ach, wie ver—“, aber weiter weiß ich nicht.“

„Ich auch nicht — vier Mark sechzig, vier Mark achtzig, vier Mark neun —“

„Ach, vielleicht kannst du dich doch besinnen?“

Der Händler schaute auf und sah das rote Herz auf den Kellerstufen zucken. „Komisch“, dachte er, „daß diese Dinger reden können.“ Dann wandte er sich wieder dem Sortieren und dem Rechnen zu: „Vier Mark neunzig — vier Mark fünfundsiebzig —“

„Hast du dich besonnen?“ sagte das geduldige Herz.

„Warte mal, ich hörte einst in einem Tingeltangel jemand sagen: „Ach, wie so trügerisch sind Weiberherzen“ — vielleicht war es das — fünf Mark zehn — fünf Mark zwanzig — fünf Mark fünfundsiebzig —“

# Die Kunstmarkthalle.

Die Verimpelung des Familienlebens hat in Deutschland immer freundlicheren Schicksal gefunden. Das preußische Pflichtbewußtsein ist sozusagen ausgewässert mit einer Wohlgläubigkeit, die wesentlich von Plätzchen, Sofa-Phonoren und glasierten Rippen erzeugt wird.

Die Kunstindustrie blüht unter diesem Sonnenregen auf. Das Deutschland an „Hausfrauen“ hervorbringt, ruft verweilte Wände nach einer Erdböhle im Zulande wach, wo es keine Hausfrauen, kein „ouvroir poli“ und keine bunten Schürzen gibt. Erhaltungsmittel unterliegen jetzt einer scharfen Kontrolle. Warum waren keine Vorhänge vor diesen Kunstwerkstätten, die es schon zu „Heldentönen“ und „Hausfrauen“ für das Eiserne Kreuz gebracht hat. Das fürchterliche, Verblühende liegt nicht in dem Vorhandensein dieses Künstlers, sondern, daß er als Standbild des Schönen in die Seele eingedrungen ist. Es bedeutet eine radikale Vergiftung des geistigen Lebens, wenn die Wirkungen der Kunst von Dresdener Japanwaren und bronzenen Wandstücken geliefert werden müssen. Künstliche Geschmacksstoffe wuchern mit Stumpfheit, indem sie mit Delbrüden in goldenen Gipsrahmen waggontweise die häusliche Atmosphäre vergiften.

Die Regierung sieht mit wohlwollendem Lächeln zu. Wenn es einem braven Beamten gelingt, den höchsten seiner Kunststränge zu bewerkstelligen und die Familie auf Beamtenbilletts ins Schauspielhaus zu führen, so wird er mit einer vergifteten Post befördert, die glatt und prodigial heruntersinkt. Die Kunstgegenstände, mit denen der Staat sich umgibt, sind von der Briefmarke und den Reichsklassenscheinen bis zu den Feldherrenbildern in den Bureaus aus dem gleichen Geist geboren. Die Schülerziehung ist durch Lehrpläne festgelegt: das Wesentliche ist die gute Gesinnung und die künstlerische Gestaltung erhält von ihr aus seinen Wert. Und das bleibt so bis in die späteren Jahre, in denen der Familienvater im Plätzchen und demütlich handgestrichelten Pantoffeln sein illustriertes Blättchen liest, das seine Seele mit Religion und Vaterlandsliebe nährt und das künstlerische Bedürfnis in festsitzenden Delbrüden spazieren führt, etwa in einem himmelblauen Abendgitarren oder in einem hausbackenen Jungen mit Kröpfchen und Brille und langer Pfeife: Großvaters Stiefel!

In dieser Atmosphäre spricht der Künstler. Da öffnen sich Markthallen, in deren Auslagen es dunt glänzt, in goldenen und eichenfarbenen Rahmen prunkend. Flirrend toben die Greuel vor den entsetzten Augen. Aus einem blaue gestrichelten Hintergrund läßt sich die Gigantengigant, ihre Wangen leuchtend rötlich, in den großmächtigen gepulverten Säulen eine purpurbraune Verführerin haltend. In leidenschaftlicher Leidenschaft kommt der „Jägermann“ und weist dem „Deandi“ den geschlossenen Gemälden hin — im Hintergrund die blaue überhöhlen freibigen Felsfelsen der Alpen. Stilleben mit Wappstücken fürmen sich, mit Farben beschnitten, so glänzend, daß man an glühige Hitze momentan erinnert wird. Und für sinnliche Gemüter paradiert das berühmte Gemälde mit dem treuen Pferdekopf, an den sich ein unwahrscheinlich blondlockiges Mädchenlein lehnt, und wie eine Modezeichnung, mit einem roten Strichmännchen und so dunklen Mädchenaugen, daß ein weniger ruhiges Gemüt sofort zur Materie getrieben wird. Und dann rücken die Heimatsgemälde des Krieges an: „Der letzte Gruß“, in dem eine Feldgrau Uniform einer blauen Mädchenfigur und einem grünen Gezock eine Uhr und eine Birne in die Hand drückt: so grotesk in der starren Fotografierweise, so niederträchtig in der Befinnung, die mit dem Heiligsten im Menschen ihre Gefühle macht. Ganz zu schweigen von dem abradenden und wiederkehrenden Feldgrauen — von dem ich jetzt überzeugt bin, daß er in allen Uniformen vorzätig ist, und der auf Wunsch sogleich mit dem passenden Gesicht versehen wird.

Es ist der Stumpfheit, die Banalität, die Formlosigkeit, von der dieser wüste Ertraglichter lebt. Schlimmer als Schamlosigkeit vernarrt die Seelenverderbung das Volk, entwertet seine besten Gefühle, indem sie sie mit dieser Maschinenarbeit nährt. Diese hemmungslose Geschäftemacherei legt um die ledernen Farbenaufläufe prunkvolle Goldrahmen mit entarteten Studiornamenten, lädt mit breiten polierten Holzrahmen, die, wenn möglich, auch noch hübscheren „Schmuck“ tragen. Dann liest man groß: Gemälde toter und lebender Meister! Nur Gelegenheitsläuse!! Besonders zu empfehlen: Schütz-Berlin, Müller-Leipzig, Gubler-München. Als wenn diese armseligen, miserabel bezahlten Proletarier Träger weltberühmter Namen seien.

„Ach, nein, das ist es nicht,“ sagte das zuckende Herz und hüpfte betrübt die Akerkuppe wieder hinan. Reuend sah ihm der Händler nach:

„Hans, dreizig — fünf Mark fünfundsiebzig — hm, merkwürdig, mir ist, als wenn ich was vergessen hätte — was war es doch? — wie? der Käser im vierten Stock einen Saal Kartoffeln umsonst vor die Türe stellen? — nein, was einem doch manchmal für hübschinniges Zeug einfällt — fünf Mark und — fünf Mark und? — zum Donner auch, wo bin ich in der Rechnung stehen geblieben? — das dumme Herz hat mich ganz aus dem Gleise gebracht.“

Das Herz aber suchte weiter und kam an ein Tor, in das viele Menschen strömten. Unerwartet von diesen ward es mitgerissen. Es kam in einen großen Saal. Dort hielt einer einen Vortrag. Bei jedem dritten Satz donnerte er mit der geballten Faust auf die Kathederleiste. Aber auf einmal überlag sich die Hand mitten im Donner und schaute schredgeöffnet in den Saal.

Dort war in der dritten Reihe ein leerer Stuhl. Rein, leer war er nicht. Etwas länglich-rundes lag darauf, und eine Flamme brannte still und feil hinauf. Und er erkannte, daß es ein Herz war. Er mochte in seinem Donnerwort eine Pause und fragte den Saalbiener:

„Wie kommt das Herz in meinen Vortrag?“  
„Ich weiß nicht, Herr Professor,“ klotterte der Diener.  
„Hat es überhaupt Eintritt bezahlt?“  
„Frage Sie einmal.“  
Da drängte sich der Saalbiener in die dritte Reihe und fragte das Herz, ob es eine Eintrittskarte bezahlt habe.  
„Rein, ich habe nichts bezahlt,“ sagte das Herz.  
Darauf rückten sie links und rechts vom Herzen ab. Es saß ganz allein und brannte weiter, still und feil.  
„Was wollen Sie denn überhaupt in diesem Vortrag?“ flüsterte der Saalbiener, während der Professor vorzutreten anhub.  
„Ich habe etwas vergessen,“ flüsterte das Herz zurück, „etwas Neues war es, und ich dachte, der Professor könnte es in seinem Vortrag erwähnen — hören Sie, hören Sie, ich glaube, jetzt eben sagt er’s.“

„Ach, wie ver- vernagelt wären wir,“ donnerte der Professor am Katheder, „wenn uns dieser Krieg...“  
„Ach nein,“ flüsterte das zuckende Herz traurig, „ach nein, das war es nicht — ich habe mich geirrt — nein, nein, Sie brauchen mich nicht hinauszuerufen, ich schätze schon von selbst hinaus.“ Und unter den Vätern hinweg, zwischen harten Stiefeln hindurch huschte es hinaus auf die Straße. Unter dem Donnern des Katheders aber sahen noch eine Stunde lang die Leute. Und während da droben nach jedem dritten Satz die Häufe weiter trommelten, mußten sie immer denken: „Was war es doch, was war es doch, was wir vergessen haben...?“

Und wie in einem Traumbild steht man in einer anderen Auslage kunstvoll gerahmte Bretter mit Brandmalerei, die sich als „belleter Hausfrau“ anpreisen. Der peinliche Dilettantismus feiert hier ungeahnte, maskinell betriebene Orgien. Man prallt zurück und denkt: das ist das Volk, aus dem eine wundervolle Kunst, eine tiefe Philosophie, eine große Geschichte gewachsen ist — und es bebt seinen häuslichen Bedarf an Schönheit mit dem Abfluß der Gasse, mit sinnlosen Massenlisch, der unter dem Schläufel „Schmuck Dein Heim“ die Volksseele vergiftet. Dort schlängeln sich die hineingebrannten Ornamente, stumpf und geistlos. Vertauschen auf, die in ihrer gottverlassenen Geisteslosigkeit ein Kommerzbuch schänden würden. Und das hängt an der Wand von Räumen, in denen erwachsene Menschen leben: nicht aus Notdurft, sondern um geistlicher Erhebung willen! Das gräbt sich in die Seele der Kinder, aus denen sich ein großes Volk neu aufbaut!

Und wie passend ist das für jeglichen Beruf eingerichtete! Eine grobe Bruntafel ist sogar bemalt und zeigt den braven Förster mit Stroh und Gewehr, zwischen unwahrscheinlich spitzen Bergen springt unterliehends eine Gemse. Man weiß sofort: das ist für einen Jäger bestimmt! Und wie wohl muß sich der Mann in seinem Beruf fühlen, wenn er lesen darf:

Der Wald ein Segen  
Wie Gott ihn auch schuf,  
Den Wald zu pflegen  
Ein schöner Beruf!

Die Wahrheit des Seligen hält dem poetischen Schwung des Ausdrucks das Gleichgewicht. Die lassende Kindlichkeit, die ganze Horizontlosigkeit dieses gereimten Aufzugs läßt einem kaum zum herzhafsten Lachen kommen. Nicht weniger ergiebig ist das Lager an passenden Singsprüchen für Reuermann. Sie sind überhaupt die bequemste Ablaster für allen Bestandsfall der Kunstfabrikation. Eigener Herd ist Goldes wert. Gewiß. Oder: So tretet ein ins neue Heim — Mü' Guch viel Müß' bekümmert sein! Auch das „Der Bräutigam, die junge Braut — sind nun vor Gott und Welt getraut!“ Das hängt nun an der Wand, sagt täglich das selbe, ist wie für die Ewigkeit in Holz gebrannt und martert das widerstandsfähigste Gehirn mit seiner Weisheit. Die beliebte Trinkseligkeit der Deutschen, eine Legende, die uns in der Welt den Ruf von unheilbaren Verdrüben eingetragen hat, findet in der trostvollen Verheißung seinen Ausdruck:

Seligkeit und Liebe  
Treue, Mut und Kraft,  
Alle edlen Tische  
Müß' im Gethierst!

Die erschütternde Musik dieser Klaphornphilosophie liegt nicht nur in der Wahrheit dieses Ausspruchs, sondern auch in der schönen Dreistigkeit, mit der der alte Reim von Liebe und Tische seine Holzabdrücke gefunden hat. Und nicht minder beruhigend in seiner Naivität Einseitigkeit wirkt ein anderer Lebenspruch, der von rotem Klaphorn umrahmt tröstlich ins Holz gebrannt ist:

Wenn Du versterst,  
Laß keine Träne rinnen,  
Zwei Weisheiten können nicht gewinnen!

Nachdem man sich mit einem ersten „Wie wahr!“ von diesem Liebesmahl befreit hat, merkt man, daß hier vielleicht ein ironischer Kopf eine Mahnung für Kriegsgewinnler in Holz gebrannt hat. Aber die große Kunst- und Hergensschmerz wird von einer großen Klage geblendet, die in heiligen Farben das Völkerschlachtensmal wiedergibt — diese geistlose Verwirklichung stillosen Monumentalwissens — und man liest mit tiefem Wehagen die Zeiten, in dem das Pathos dieser falschen Heldenseele seinen erschöpfenden Ausdruck gefunden hat:

Wird je das Vaterland bedroht  
In Stürmen und Gefahren,  
Wir sind getrennt bis in den Tod  
Wie unsere Väter waren!

Der Stumpfheit, die Banalität des Gedankens, die Banalität des Ausdrucks steht durchaus an der Höhe der sinnlosen Ornamentik, die sich Nähe gibt, die sündliche Holzbrandstrat der Buchstaben unleserlich zu machen. Man läßt es nicht, daß Menschen für schwer erworbenes Geld das Recht kaufen sollten, diesen Schreden in ihren eigenen vier Wänden täglich lesen zu müssen!

Die Rettung ist schwer. Der Staat soll mit allen Mitteln der inneren Propaganda Wanderausstellungen veranstalten, in denen diese Grauel dem Geldgier preisgegeben werden. Sehr verdienstliche private Bestrebungen gehen sich leider zu sehr als gemütvolle Schminke, bloßen eine so deutschvölkische Melodie, daß von dieser

Aber das Herz suchte weiter und kam in eine Stube. Ein Mädchen sah darin und weinte, weil ihr Liebster gestern mit dem Regiment hinausgezogen war.

„Warum weinst du?“ fragte das zuckende Herz.  
„Ach, wie der-lassen hin ich!“ schluchzte das Mädchen.  
„Rein, das ist es nicht,“ sagte das Herz.  
„Doch, doch, das ist es!“ rief das Mädchen fast ärgerlich. „Ich werde doch noch wissen, warum ich mich gramme.“  
„Hast du auch etwas verloren?“  
„Ja, meinen zweiten Teil. Aber ich sehe schon, du hast ihn nicht, gehab' dich wohl!“  
Als das Herz hinausgegangen war, trodnete das Mädchen plötzlich seine Tränen. Tupper ging's an seine Arbeit. Nur von fernem schimmerte ihr Leid herüber: „Mir ist, als habe ich vergessen...“

Das Herz aber wanderte weiter, immer an den Ufern des verlorenen Tages. Weibenzweige schleiften halb im dunklen Wasser, daß man sie nicht sehen konnte. Und das nimmermüde Herz ging um, ging weiter um.

Es kam in ein Kinderzimmer. Junges Jappelvoll umwimmelte die Mutter. Sie brachte Kartoffeln, Brot und Wasser.  
„Müß' bekam ich leider keine mehr, Kinder.“  
„Schon gut, Mutter, wir trinken Wasser.“  
„Die Henne hat kein Ei für uns gelegt, Kinder.“  
„Dann wollen wir wenigstens gadern,“ lärmten die Kinder durcheinander und neckten sich.  
„Und Mutter hat es keine mehr gegeben, Kinder.“  
„Wir haben solchen Hunger, Mutter, daß uns das Brot auch so schmeckt.“  
„Daß ihr mir's so tapfer tragen helft, Kinder, ach, wie — ach, wie —“  
„Mutter, Mutter, dort läßt ein Herz!“  
„Ja, ja,“ sagte die Mutter lächelnd, „es wird das meinige sein, denn ach, wie — wie freu' ich mich, daß ihr so frohlich und zufrieden bleibt in diesem Krieg!“

Draußen auf dem Gang murrte das hinausgeschickte Herz: „Schön war es, aber noch nicht ganz wonach ich suche, suche...“ Drinnen aber in der Küche sah die Mutter sinnend. „Mir ist, als ob ich was vergessen hätte,“ murrte sie. Und zum erstenmal, seitdem ihr Mann gefallen war, ging sie ein wenig unbeschwert durch den Arbeitstag.

Das Herz aber wanderte weiter und kam in eine Kirche. So feierlich war's ihm zumute, daß es durch die Kirche schwebte. Jetzt hielt es senkrecht über einem marmornen Taufstein. Flamme schlug zur Flamme, Blut und Stein rannen ineinander.

„Mutter,“ sagte ein Kind im Kirchengestühl. „Mutter, seß, dort über dem Taufstein schnebt etwas, das sieht fast wie — wie ein Herz aus.“

Seite des Mißtrauen gewedt wird. Aber diese Kunstindustrie kann nur abgebaut werden, wenn die Käufer sich schämen, den Anflug zu kaufen.

Diese Säuberung der Seele von geistigen Eitloffen wird allerdings das freundlich behütete Jhdh! mancher Volkschichten stören. Es gibt immer noch Menschen, die eine gewisse müßige Romantik für das Volksgemüt für förderlich halten: es sind die gleichen, die am liebsten die Volksbildung durch Spinnstunden und Wiffensverfammlungen bewirken würden: aus dumpfer Gebundenheit ringt sich der Mensch in geistigere Luftschichten und lernt erkennen, was seine Seele in dem Moder einer vergifteten Zeit einschläfert und was sie aufreizt zu neuer Begierde und reinerer, geistiger Erfüllung.  
R. K.

## Rollenwechsel.

So nach und nach findet man alle seine russischen Bekanntschaften aus dem Stöckholmer Sommer in den innerussischen Kriegsbereichen wieder — aber in ganz veränderten Rollen. Groß Sirola ist jetzt Finnlands Außenminister. Ob er das schon geahnt hat, als wir eines heißen Nachmittags im Garten des Zentralbades an der Drottninggatan Kaffee mit Waffeln verzehrten? Einen „Mörder“ nennt „Stenöla Dagblad“, das große konservative Blatt, jetzt den stillen Sirola, dessen ruhige Heiterkeit einem der tollsten Seeressortisten gleich mochte. Weder des Fanatismus noch irgend einer zornigen Erregung schien dieser Naturfreund je fähig zu sein. In eigenartig fingenendem Tonfall sprach er deutlich recht aus, er schrieb es noch viel besser, und manchen einflussreichen Artikel über Finnland landete ich nach Deutschland für die Parteipresse. Rein, den Groß Sirola wird niemand, der ihn kennt, für einen blutdürstigen Jakobiner halten.

Und Vladimir Rosanoff ist von den Volkswirten verhaftet! War das eine Freude, als er endlich von Petersburg her ankam, eines Morgens mit dem frisch verpöheten Tag fran Haparanda, dem Zug von der 30 Stunden entfernten Grenzstation am Tornesfluß. Tag für Tag hatte man die angelegten Botten des Sowjet erwartet, endlich kam Rosanoff als der erste an. Er war für die meisten von uns der erste richtige, aus Rußland kommende Zivilruffe seit Kriegsbeginn, und er kam frohlich lockend an und sprach deutsch wie einer, Baumlang und einen brennenden Haarbusch über der Stirn, ein origineller Kerl. Dem machte es gar nichts aus, als wir drei Mann hoch eines Nachts noch nach 2 Uhr bei ihm einbrachen, frisch vom Telegenbrannt weg, um irgendeine Privatfrage aufzuklären. Er lag zwar schon im Bett, aber gleich zur Hand die Zigarettenkiste und bald hatten wir den schönsten Quain, die schönste russische Diskuffion, bis da unten in Deutschland wohl schon der Morgen graute.

Und jetzt sitzt Rosanoff hinter Schloß und Riegel, wie einst, als er den Javidismus noch zu bekämpfen hatte. Ka ja — und jetzt wird er als Reichswirt verfolgt, und Oberbolschewik ist derliche Nadel, mit dem Rosanoff am selben Calotisch im Grand Hotel bei „Glaos ok Bakkelo“, bei Eis und Kuchen gefessen hat. —

## Notizen.

— Vorträge. Im Institut für Meereskunde spricht am Dienstag Prof. Loos über: Amerikas Schiffbau im Frieden und Krieg. — Freitag: Leutnant J. S. Gøtzberg über: Kriegserlebnisse deutscher Seelente im Auslande. — In der Arania spricht am Dienstag und Donnerstag Prof. Rejner über: Die Weltmacht des „Düssels“. Mittwoch und Sonnabend Direktor Goette über: „Jerusalem“. Freitag Prof. Jächin über: „Deutschland im Orient“. — In der Treptow-Sternwarte spricht Dienstag 7 Uhr Dr. Argenhold über: „Wars, seine Kanäle und Eisfelder“.

— Unser Zeitgedicht ist Wilhelm Niemms gesammelten Versen „Aufsorderung“ (Verlag der Aktion, Wilmarbors) angenommen.

— Eine Frau für hundert Kinder, diese wäßliche afrikanische Geschichte, die wir im letzten „Sonntag“ brachten, steht urprünglich in den „Sibern und Gedichten der Eschele“ von E. G. Hüttner (Verlag Emil Felber, Berlin). Die Lesfer finden dort noch mehr.

— Fliegen als Helfer von Blattläusen. Die Blattläuse sind nicht nur die Blütsäße der Ameisen, auch die Fliegen wissen die zuckerhaltige Flüssigkeit zu schätzen, die die Tierchen in Tröpfchenform ausscheiden, und suchen sie sich durch das sogenannte „Wellen“ der Säule zu verschaffen. Eine tolle Tätigkeit der Fliegenart Fannia mannabica wurde von jagumbiger Seite einmändret festgestellt. Der Gewährsmann konnte bei Betrachtung einer auf einem Hohlunderbusch sitzenden Fliege durch die Lupe erkennen, daß die Fliege genau wie die Ameise bei dem Geschäft verfuhr und rasch den Hinterleib der Blattlaus mit streichenden Bewegungen bearbeitete.

## „Es ist ein Herz, Kind.“

„Aber Herzen sind doch glatt und schön und glänzend, Mutter während jenes dort bekümmert aussieht und voll Falten ist.“  
„Ein Herz ist, was ein Mensch ist, Kind: bekümmert und zerschüttelt vom Leben. Du mußt jetzt still sein, die Musik beginnt.“  
Ephagogie wölbte es sich über der erwartenden Menge. Die alte Orgel löste sich aus dem Kirchengestühl. Ein altes Männchen griff in die dünnen, gelben Tasten. Die Kinder traten an zu einem Choral. Aber aus der Orgel kamen keine Töne.  
Verwirt war das alte Orgelmännchen zu dem Dirigenten hinübergetrippelt. Er wisse nicht, was mit der Orgel sei, brachte es heraus, sie gebe keinen Ton von sich.  
„Dann wollen wir ohne Orgel mit dem kleinen Lied von Bach beginnen,“ sagte der Dirigent, „vielleicht geht's später doch.“ — Nicht Kinder: „Bist du bei mir?“ Aus hundert Reihen und Reihen flieg's hinaus, was der alte Bach seiner getretenen Sachin zu Lob und Preis in die Musik hineingedichtet hatte:  
Bist du bei mir,  
Geh' ich mit Freunden  
Zum Sterben und zu meiner Ruh',  
Ach, wie vergnügt  
War' so mein Ende:  
Es drückten deine lieben Hände  
Mir die getreuen Augen zu.

„Mutter,“ flüsterte das Kind im Kirchengestühl. „Mutter, das Herz liegt auf die Orgel zu — jetzt — ist es bei der großen Pfeife hineingeklappt — schon, schon, Mutter, die Flamme lobert noch heraus — ganz still und feil!“

Das alte Orgelmännchen flog zum Dirigenten: „Die Orgel zittert wie — ach, wie vergnügt — ich glaub', jetzt geht sie — bitte, bitte, noch einmal das Lied von Bach!“

Die alte Orgel brauste auf wie ein ferner Schlachtgefang. Unfassbar röhrend rang sich das überfordrige Lied aus ihrem Innern.

Bist du bei mir —  
hab es klingend an.  
„Mutter, das Herz ist dein bei ihr,“ flüsterte es im Gestühl unten.

„Ach, wie vergnügt  
War' so mein Ende...“

strömte es in sieghaftem Wellen durch die Menschen von dieser Orgel, in deren Herzgrube sich ein erschloßes Soldatenherz zur Ruhe niederlegte.  
Seidem ist diese Orgel berühmt. Von weither strömen sie, die vollen Schmerzen sind, bekümmert und zerschüttelt vom Leben, hören dieser Orgel zu voll Andacht, stehen auf und gehen ferner durch ein Leben voller Schmerz und Arbeit — ach, wie vergnügt.